

Bibliophile Buchzerstörer

Über den kommerziellen «Librizid» – heute und einst

In unseren Tagen werden mehr Bücher denn je gedruckt – und es werden mehr Bücher denn je beseitigt: makuliert, eingestampft, geschreddert. Was heute eher verschwiegen geschieht, war in vorindustriellen Zeiten sichtbarer: die «Zweitverwertung» von Buchbestandteilen.

Caspar Hirschi und Carlos Spoerhase

Werden Bücher zerstört, sind Barbaren und Bibliotheksklasten, Zensoren und Inquisitoren am Werk. Ihre Tat ist ein symbolischer Mord und ein Anschlag auf die Zivilisation. So will es ein alter Gemeinplatz. «Bücher haben, wie Menschen, einen Körper und eine Seele», schrieb William Blades 1888 in einem Buch über Bücherfeinde, und schon über zwei Jahrhunderte zuvor hatte John Milton betont, das «Töten eines guten Buches» gleiche dem «Töten eines Menschen». Heute spricht man (im Englischen) von «libricide» oder «bibliocide», um die Ähnlichkeit zum Genozid hervorzuheben, und Buchhistoriker betrachten die Buchzerstörung als «Ausschnitt aus der Geschichte menschlicher Borniertheit, Blindheit und Gleichgültigkeit gegenüber geistigen Werten, oft auch der Dummheit und – am schlimmsten – menschlicher Bosheit». Spätestens seit Universitätsgelehrte in Bloggern die nächsten bucherfeindlichen Barbaren entdeckt haben, ist der alte Gemeinplatz zum neuen Tumultfeld für Druckwaren-Animisten geworden.

Isolationsmaterial, Toilettenpapier

Die Behandlung von Büchern als beseelte Wesen mit einem Anrecht auf Unsterblichkeit und von Buchzerstörern als Feinde der Zivilisation verdankt sich einer gewaltigen Verdrängungsarbeit. Die grössten Buchzerstörer sind keine Bibliotheksklasten, sondern Bibliophile. Es sind die Verleger und Buchhändler. Spätestens seit dem Anbruch der Industrialisierung, das heisst seit dem Zeitalter des billigen Papiers, der tiefen Produktionskosten, hoher Skalenerträge und grosser Lagerbestände, übersteigt die kommerziell verordnete Vernichtung von Literatur alle anderen Arten der Buchzerstörung. Allein in Frankreich sollen jährlich hundert Millionen Bücher unter hohen Sicherheitsvorkehrungen industriell vernichtet werden, aber genaue Zahlen gibt es nicht, denn keiner der beteiligten Akteure will das Ausmass der Zerstörung sichtbar machen. Sie findet hinter den Kulissen des kulturellen Lebens statt. Der ganze Prozess läuft unsichtbar ab, und sein Produkt – ob Isolationsmaterial, Karton, Strassenzeugnisse sonst noch sind – hat den Ausgangsstoff, einen kommerziell überschätzten Titel, gänzlich unkenntlich gemacht.

Wegen der Verschwiegenheit der Verleger und der Gründlichkeit der Makulierer ist es uns verwehrt, zu erraten, wessen Autors Werk mit unseren Schuhen, Pizzas oder unserem Allerwertesten in Berührung gekommen ist. Und da die vielen Autoren, deren Bücher im Industrieschredder landen, im Gegensatz zu den wenigen, deren Werke in einem Autodafé enden, keine Aussicht auf einen Märtyrerstatus haben, treten sie, wenn sie über die Zerstörung im Bilde sind, meist unaufgefordert dem Kartell des Schweigens bei.

Der französische Literaturkritiker Pierre Jourde schreibt über «le Pilon», den Bücherschredder: «Ein Wort, das man in einem Verlagshaus nie ausspricht. Es gibt ihn, aber man will nicht erfahren, wo er ist und wie er funktioniert. Der Schriftsteller zieht es vor, es nicht zu wissen. Die Bücher verschwinden unbemerkt, wie man Verurteilte zuhinterst in verborgenen Verliesen hinrichtet.» Redet man ausnahmsweise doch darüber, scheint es leichter zu fallen, wenn man den Vorgang gleich wieder mit einem gewaltsamen Tod vergleicht.

Das gilt sogar für jene, die den Vorgang ausführen. Die Maschine, mit der die Buchseiten aus der Bindung geschnitten werden, heisst «Bücherguillotine», und in einer aufs Einstampfen spezialisierten Firma in der Eifel steht, wie der Autor Nicol Ljubić herausgefunden hat, ein privater «Bücherhimmel», bestehend aus ein paar Regalen, in welche die Betriebsleiterin ein Exemplar aller Bücher stellt, die in ihrer Fabrik zu Dämmmaterial für den Häuserbau verarbeitet werden.

«Den Koffer lesen»

Die Verdrängung der kommerziellen Buchzerstörung ist eine moderne «Errungenschaft». In der vorindustriellen Zeit war sie noch doppelt sichtbar: als öffentliche «Zweitverwertung» von Buchbestandteilen einerseits und als literarisches Motiv andererseits.

Rund um die Strassenzüge Londons, wo im 17. und 18. Jahrhundert die Buchläden der Verleger



In der «Beer Street» von William Hogarth (1751) liegen die Bücher im Korb bereit zur Zweitverwertung. AKG

standen, hatte sich eine ganze Verwertungsindustrie für gedruckte Ladenhüter angesiedelt. Ihre Blätter wurden von Buchbindern zu Einbänden für neue Bücher verarbeitet und von Täschnern zum Ausfüllen von Koffern und Kisten verwendet. Da es damals keine mechanischen Verfahren gab, um das Papier in Fetzen zu zerlegen und neu zusammenzukleben, und keine chemischen Verfahren, um die Druckertinte von den Seiten zu entfernen, blieben die Einzelteile des zerstörten Buches im neuen Gegenstand erkennbar. Lord Byron konnte deshalb berichten, er habe 1811 während einer krankheitsbedingten Reiseunterbrechung auf Malta aus der Not eine Tugend gemacht und seinen Koffer gelesen, dessen Innenfutter aus Teilen des epischen Gedichts «Richard the First» von James Burgess bestanden habe.

Berichte wie jener von Byron sind jedoch mit Vorsicht zu geniessen, denn sie dienten oft polemischen Zwecken. Das Buch, dessen Papier als Kofferpolster oder Käseverpackung endete, war in der Regel das Buch eines anderen. Der Markt, der sich seinem Werk verweigerte, erschien als gestrenger Richter, der in Geschmackssachen ein sicheres Urteil zu fällen wusste. Das literarische Motiv der kommerziellen Buchzerstörung erfüllte damit eine denunziatorische Funktion. Seine symbolische Logik lautete: In jedem Fetzen Papier steckte der ganze Autor, und je schmutziger das Papier wurde, desto mehr wurde er durch den Dreck gezogen.

Swift, Hogarth

Jonathan Swift nutzte das Motiv zu Beginn des 18. Jahrhunderts, um an einer ganzen Reihe literarischer Rivalen Rache zu üben. In seinem «Tonnenmärchen» hielt er fest: «Bücher, wie Menschen, ihre Autoren, haben nur einen Weg in die Welt zu kommen, aber zehntausend Wege, um sie zu verlassen und nie mehr zurückzukommen.» Swift veranschaulichte die Aussage anhand einzelner Titel, die entweder nie das Tageslicht erblickt oder bald nach ihrem Erscheinen die Welt durch einen unruhlich-unauffälligen Nebenausgang verlassen hätten.

Als Waffe gegen bestimmte Autoren konnte das Motiv auch in bildlicher Gestalt auftreten. William Hogarth radierte 1751 die beiden Drucke «Beer Street and Gin Lane», mit denen er den «Gin Act» des britischen Parlaments zur Eindämmung des Schnapskonsums unterstützte. Der Form nach war es eine klassische Gegenüberstellung einer guten und einer bösen Welt, dem Inhalt nach jedoch eine

moderne Morallehre, die von religiösem Gehalt entleert, umso mehr aber von ökonomischem Nationalismus erfüllt war. Auf die Seite der fleissigen, friedlichen und gesunden Biertrinker stellte Hogarth einen grossen Korb voller Bücher. Dieser enthält, wie Georg Christoph Lichtenberg in seiner Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche schreibt, die «Leiber natürlichen Todes gestorbenen oder auch mit dem Schwert oder dem Strange hingerichteter Geistesgeburten, oder was man im Deutschen mit einem Wort Maculatur nennt».

Am Henkel des Korbes ist ein Etikett mit dem Vermerk «Für Mr Pastem den Täschner in Pauls Church Yard» angebracht, und auf jedem Band steht gut lesbar der Titel, darunter George Turnbuls «A Treatise on Ancient Painting» von 1740. Hogarth placierte die Bücher als Fremdkörper einer vergeistigten Dekadenz auf seiner volkstümlichen Idealbühne des tüchtigen England, brauchbar einzig zum Ausfüllen von Koffern. In Frankreich pflegte man über ein Buch, dem man weder literarisch noch kommerziell etwas zutraute, zu sagen: «Man muss es zum Butterladen schicken, es taugt nur als Butterpapier.» Die Redewendung tauchte in französischen Wörterbüchern vom 17. bis zum 19. Jahrhundert auf, scheint aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausser Gebrauch geraten zu sein. Das erstaunt nicht, denn als Einpackpapier für Butter und Käse hatten Bücher damals ausgedient.

Auch gute Bücher

Wie haben Verleger der vorindustriellen Zeit die Zerstörung von Büchern praktiziert und interpretiert? Ihr Dilemma bestand darin, dass sie wegen des teuren Papiers und der aufwendigen Produktion kaum das Risiko eingehen konnten, hohe Auflagen auf gut Glück zu produzieren und, wenn es mit dem Glück nichts werden wollte, den Grossteil davon zu makulieren. Gleichzeitig mussten sie wegen der Rechtsunsicherheit in Kauf nehmen, bei unerwartet hoher Nachfrage von Raubdruckern um ihren Gewinn gebracht zu werden.

Zudem konnten sich Verleger im Gegensatz zu Literaten nicht einbilden, es gebe ein Gesetz, wonach sich gute Bücher gut und schlechte schlecht verkauften. Im Gegenteil: Das besondere Risiko ihres Metiers bestand gerade darin, dass sie von der Qualität ihrer Produkte kaum auf deren Erfolg im Markt schliessen konnten. Buchkäufer waren chronisch unberechenbar. Der deutsche Buchhändler Philipp Erasmus Reich klagte 1773, «dass manches selbst gute Buch dem Buchhändler zu Maculatur wird», sein Scheitern am Markt lasse sich weder er-

ahnen noch nachträglich erklären. Eine Möglichkeit, mit der systemischen Unsicherheit umzugehen, bestand seit dem 17. Jahrhundert in der Werbung um Subskriptionen. Mit ihr liess sich nicht nur der potenzielle Markt für ein geplantes Buch abstecken, sondern auch einen Teil der Produktionskosten von den zukünftigen Besitzern tragen. Und da sich die Besitzer auf Subskriptionslisten im gedruckten Buch als «kommerzielle Mäzene» aufgeführt sehen konnten, bot sich die Möglichkeit vor allem für prestigieöse Publikationen an.

Lieber vernichten als verscherbeln

Gerade im Bereich der hochwertigen Drucke für ein vermögendes Publikum bestand aber auch der Anreiz, die Buchpreise durch die Vernichtung einer Teilaufgabe künstlich hochzuhalten. Am besten ist die Praxis aus England überliefert, wo die Verleger der Londoner Stationers' Company im 18. Jahrhundert dank versteckten Absprachen und Bestechungen den Markt kontrollierten.

Der Verleger und Buchhändler James Lackington, der das Kartell nach 1780 mit einer Billigpreispolitik spektakulär durchbrach, beschrieb in seiner Lebensbeschreibung von 1791, wie sich die Verlegergilde regelmässig im Geheimen traf, um unter ihren Mitgliedern Restbestände zu versteigern: «Derjenige, der die Auflage eines Werks nun gekauft hat, macht die Hälfte oder mehr oder weniger zu Makulatur und verkauft die übrigen nie unter dem ordentlichen Ladenpreise.» Wer die Ware billiger anbiete, werde aus der Gilde ausgestossen. Lackington, der von sich behauptete, mit seiner Preispolitik «hunderttausend Bücher vom Untergange gerettet» zu haben, wurde vom Verlegerkartell zum Bücherfeind erklärt: Indem er die Werke zu Spottpreisen an den Pöbel verhökere, be-raube er sie ihrer Würde.

Der Traum des totalen Recyclings

Im 19. Jahrhundert eilte die literarische Imagination der praktischen Exekution der kommerziellen Büchervernichtung davon. Joseph von Eichendorff beschreibt in seiner 1832 erschienenen Novelle «Viel Lärmen um Nichts» eine «mit Dampf getriebene ungeheure Maschine», die auf der einen Seite mit «dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten» aus der Feder des Grafen Khevenhüller gefüttert wird und auf der anderen Seite «ein zierliches <Vielliebchen> in Taschenformat» ausspuckt. Mit der literarischen Erfindung einer Maschine, die unverkäufliche Gelehrsamkeit in marktgängigen Kitsch verwandelt, nahm Eichendorff die Form des Bücherrecyclings vorweg, die für die Moderne wegweisend werden sollte.

Seit Bücher nicht mehr in ihre Einzelteile zerlegt, sondern spurlos vernichtet und in andere Gegenstände verwandelt werden, müssen Autoren keine Angst mehr davor haben, ihre Werke könnten in zerfetzter Form als Artikel des Alltagsgebrauchs wieder auftauchen. Das ist nicht nur für sie, sondern auch für ihre Verleger ein Fortschritt. Sie können die Geschichte ihrer Fehlspekulationen für sich behalten. Gleichzeitig kann die Beständigkeit des Buches heute nur deshalb so laut und inbrünstig beschworen werden, weil der individuelle Datenverlust auf der Festplatte viel besser sichtbar und unmittelbarer erlebbar ist als der massive Bücherverlust im Schredder.

Wie Charlotte Allen 1995 für den amerikanischen Markt gezeigt hat, wird auch heute bei Firmen wie Guaranteed Destruction Inc nicht nur literarischer Ramsch von Massenverlagen abgeliefert: Gerade Universitätsverlage reduzieren ihre Titel bei stockenden Absätzen gerne diskret von ein paar hundert auf ein paar Dutzend Exemplare. Die Verfasser erfahren davon oft nur durch Zufall. Es spricht wenig dafür, dass die von Allen beschriebene Praxis im Zeitalter von Print-on-Demand an Popularität eingebüsst hat. Und ebenso wenig spricht dafür, dass die akademische «Vanity Press» im deutschsprachigen Raum, die sich auf Kosten der Autoren und Steuerzahler von der Sorge befreit, für ihre Bücher einen Markt zu finden, in ihrer Bewährungspolitik hehreren Grundsätzen huldigt als die angelsächsische Verlagsbranche.

Die bibliophilen Animisten unter den Autoren sind daher gut beraten, sich das Schicksal des Grafen Khevenhüller aus Eichendorffs Novelle vor Augen zu halten und jedes Exemplar von «Fifty Shades of Grey» mit andächtiger Demut zu behandeln. Es ist nie auszuschliessen, dass im gräulichen Papier des schlüpfrigen Bestsellers das diskret entsorgte Hochglanz-Opus-magnum aus der eigenen Feder wieder auferstanden ist.

Prof. Dr. **Caspar Hirschi** lehrt Geschichte an der Universität St. Gallen. 2012 ist sein Buch «The Origins of Nationalism: An Alternative History from Ancient Rome to Early Modern Germany» (bei der Cambridge University Press) erschienen. Dr. **Carlos Spoerhase** lehrt deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Beide forschen zur Geschichte des literarischen Marktes im 18. Jahrhundert.